

HIRZEL

JAHRBUCH ÖKOLOGIE

Re-Naturierung

Gesellschaft im Einklang
mit der Natur



Urbane Akteure mit modernem Naturverständnis

Renaturierung der Gesellschaft? Aus soziologischer Perspektive ist der Titel der vorliegenden Publikation ein Paradoxon. Ist doch die Soziologie ein Kind der Industriemoderne und hat sich zudem in Abgrenzung zur Naturwissenschaft konstituiert. Entsprechend ist ihr Gesellschaftsbegriff als Differenzbegriff zur Natur konzipiert – und dies durchzieht bis heute nicht nur die Disziplin, sondern auch alle Institutionen und Alltagspraxen der modernen Gesellschaft. Wirklich alle?

Seit einigen Jahren lassen sich ausgerechnet in den urbanen Zentren Bewegungen beobachten, die die gegensätzliche Verfasstheit von Natur und Kultur erschüttern und den Stoffwechsel zwischen beiden Polen neu beleben. Da ist zum einen die Bewegung der Wildtiere, die die Stadt als Lebensraum wiederentdecken und vom Land in die urbanen Räume migrieren. Dort finden sie bessere Lebensbedingungen vor als in den industriell ausgeräumten und überdüngten Monokulturen des Landes. Die Artenvielfalt in Großstädten ist inzwischen erheblich größer als in den Kulturlandschaften (Reichholf 2007). So leben in Berlin 20–30 000 verschiedene Arten (SZ, 15./16.3.2014), unter ihnen die meisten Nachtigallen deutschlandweit. In München gibt es fast so viele verschiedene Schmetterlinge wie in Naturschutzgebieten. Die FAZ kommentierte die Landflucht der Tiere so: „Die Natur erobert sich den Stadtraum zurück, sie will auf dem Land nicht mehr bleiben.“ (FAZ, 16.8.2007)

Bemerkenswert ist vor allem, dass eine wachsende Zahl von menschlichen Stadtbewohnern die Wildtiere willkommen heißt – Stadtverwaltungen inklusive. Zunehmend bemühen sie sich darum, die Lebensräume so zu gestalten, dass Kohabitationen von Mensch und Tier leichter möglich werden. So baut Berlin derzeit nach dem Vorbild von New York für Eichhörnchen Luftbrücken für ein sicheres Überqueren der Straßen, die ihre Lebensräume durchschneiden.

Early adaptors aus den kreativen Milieus

Die Akzeptanz von Wildtieren in urbanen Räumen ist Ausdruck eines kulturellen Wandels. Seismograph und zugleich Katalysator für Transformation ist häufig die Kunst. Hier finden sich, ähnlich wie auch in den kreativen Milieus der Zivilgesellschaft, die „early adaptors“. Folgerichtig wurde auf der letzten „documenta“ (13) 2012 in einem umfas-

senden Sinne die Gestaltung unserer Lebensräume verhandelt, die inneren, aber auch die äußeren, die Städte, die Naturräume, die Kulturräume, die Welt. *documenta*-Chefkuratorin Carolyn Christov-Bakargiev, inspiriert von einer nichtlogozentrischen Vision, stellte das neuzeitliche Weltbild, in dem sich der Mensch zur dominierenden Figur im Mensch-Natur-Verhältnis aufgeschwungen hat, zur Disposition und plädierte für eine respektvolle Perspektive auf andere Formen des Seins und die damit verbundenen Erkenntnismöglichkeiten. Sie setzte dabei einen markanten Schwerpunkt auf agrikulturell inspirierte Installationen; ebenso wie auf die politische Bedeutung von Subsistenz.

Einer der verwunschensten Orte der *documenta* entstand durch die Arbeit des Franzosen Pierre Huyghe mit dem Titel „Untilled“, zu Deutsch: „unbebaut“. Er schuf Komposthügel, legte Brennesselpopulationen an, schaffte einen großen Haufen anthrazitfarbenen Splitts auf eine Fläche in der Parklandschaft und verlieh ihr damit eine Crossover-Stimmung: zwischen verwildert, ästhetisch und postindustriell. Der Kopf einer liegenden Frauenskulptur diente als Bienenstock und wurde unablässig von Bienenschwärmen umflogen. Ganz oben auf dem Splitthaufen thronte zuweilen der berühmte Hund mit der rosa-farbenen Pfote und dem vielsagenden Namen „Human“, der sein Habitat mit einem braunen Welpen namens „Señor“ und einem meist auf einer Bank schlafenden Menschen teilte. Alle im postindustriellen Idyll kooperierten miteinander: Der Mensch fütterte den Hund, der Hund passte auf den Menschen auf, die Bienen bestäubten die psychedelisch wirkenden Pflanzen, und die wiederum boten allen Anwesenden ein temporäres Zuhause.

Lebensfreundliche Installationen

Atmosphäre und Titel der *documenta*-Installation erinnerte so an einen aus Upcycling-Materialien aufgebauten urbanen Gemeinschaftsgarten. Auch die tatkräftig und kooperativ von Vielen geschaffenen Orte des Selbermachens, des selber Anbauens, des Wiederverwertens, des Umdeutens und der Naturbegegnung auf städtischen Brachen entstehen durch inszenierte Kooperationsformen zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen (vgl. Baier, Müller & Werner 2013).

Für viele Großstadtbewohner/innen ist der gemeinschaftliche Gemüsegarten ein Erfahrungsraum, der die ihm eigene Zeit ein- und die Gärtner auffordert, sich auf die Wachstumsprozesse anderer Lebewesen einzulassen. Damit ist er zugleich ein Antidot zu Aufmerksamkeits- und Gegenwartsverlust, Multitasking und Secondscreening, Be-

schleunigung und Zeitverdichtung. Gärtnern ermöglicht die Begegnung mit Zeitzyklen und Sinnhorizonten der Agrarkultur. Aus ihr stammt die sprachliche Korrespondenz von Zeit und Wetter, wie sie z. B. im spanischen „tiempo“ oder im französischen „temps“ anklingt.

Die Agrarkultur, die in urbanen Gärten re-inszeniert wird, ist zyklisch: Jedes Jahr beginnt der Kreislauf neu mit der Vorbereitung des Bodens und dem Säen; man ist der Natur ausgesetzt, den klimatischen Verhältnissen, den Jahreszeiten und den Tag-Nacht-Zyklen. Diese Zeitdimensionen sind faszinierend für hochgradig virtualisierte Individuen, für die alles gleichzeitig möglich und steuerbar scheint, nicht zuletzt, weil sie erkennen lassen, dass wir selbst in Lebenszyklen eingebunden sind und dass es klug sein kann, sich den Gegebenheiten gelegentlich einfach hinzugeben.

Das Tempo in funktional ausdifferenzierten, digital gesteuerten, hochtechnisierten Gesellschaften nimmt permanent zu. „Beschleunigungsgesellschaft“ ist derzeit eine der treffendsten Zeitdiagnosen. Der Soziologe Hartmut Rosa sieht die Wettbewerbsgesellschaft durch eine „unabschließbare Steigerungslogik“ gekennzeichnet. Sie generiert nicht nur ökologische, sondern auch soziale und psychische Folgeschäden. Rosa spricht von fehlender „Resonanz“. Die Beschleunigung unseres Lebens führe zu Entfremdung und nur noch instrumentellen Formen der Interaktion, und damit zu einem Verstummen der Welt: „Wer entfremdet ist von der Welt, der erfährt sie als kalt, feindlich oder zumindest gleichgültig.“ (Rosa in der tageszeitung vom 14.04.2012)

Heterotopien des Urbanen

Die kleinbäuerliche Landwirtschaft, die inmitten der westlichen Großstädte re-inszeniert und mit urbanen Lebensstilen vermischt wird, ermöglicht Erfahrungen von Resonanz. Sie schafft Zugang zu anderen Rationalitäten und Wertsphären. In Gemeinschaftsgärten lohnt es sich, Zeit in Wachstumsprozesse der Natur zu investieren, und damit in die eigene sinnliche Erfahrungswelt. Im Garten wird Zeit nicht effizient eingesetzt – effizienter wäre es, billige Lebensmittel vom globalen Markt im Supermarkt zu kaufen und Externalisierungsvorteile zu nutzen. Im Garten vermittelt sich jedoch ein anderes Verständnis von Wohlstand – und von Lebendigkeit.

In diesem Sinne sind urbane Gärten Heterotopien des Urbanen. Für Michel Foucault sind Heterotopien „Orte, die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar auslöschen, neutralisieren oder reinigen sollen. Es sind gleichsam Gegenräume.“ (Foucault 2005:

10) Sie ermöglichen es uns, innerhalb der Gesellschaft aus ihr herauszutreten.

Das Heterotopische betrifft auch das Naturverhältnis, das in Gemeinschaftsgärten auf umfassende Weise neu verhandelt wird – sowohl als Diskurs als auch als experimentelle Praxis. Seit der Neuzeit bestimmt die Unterscheidung von Natur und Kultur die westliche Wahrnehmung der Welt (Descola 2011). Die damit einhergehende anthropozentrische Kategorisierung von nicht-menschlichen Wesen als „unpersönlich“ und für menschliche Zwecke ausbeutbar zeitigt bis heute weitreichende Folgen. Die Industrialisierung der Landwirtschaft hätte ohne diese Klassifizierung nicht vonstattengehen können. In den urbanen Gärten wird sie dagegen produktiv unterlaufen: durch den fürsorglichen Bau von Insektenhotels, das umsichtige Anlegen von Bienenweiden, die engagierte Debatte über artgerechte Hühnerhaltung in der Stadt.

All diese harmlos wirkenden Praxen sind der Versuch, Dinge wieder zusammenzubringen, die zuvor getrennt wurden: Produktion von Konsum, Stadt von Land, Kultur von Natur. Sie zeugen von dem Wunsch nach und der Erfahrung von Verbundenheit. Dies impliziert auch ein Experimentieren mit teilsouveränen Arrangements, also solchen, in denen Handlungsmacht unter vielen – humanen und nicht-humanen – Akteuren aufgeteilt wird. Auf diese Weise erwächst ein Zugang zu Natur als kollektiver, vernetzter Zusammenhang, der nicht einseitig abzugrenzen und zu instrumentalisieren ist.

So sind z. B. in urbanen Gärten Seminare und Fortbildungen zum Thema Boden und Bodenfruchtbarkeit sehr beliebt (www.anstiftung-ertomis.de). Für viele Städterinnen und Städter ist die Lebendigkeit und Vielschichtigkeit des Bodens als Grundlage der menschlichen Existenz ein Faszinosum. Zu wissen, dass die Artenvielfalt in Wäldern und auf Wiesen auf der dünnen, extrem nährstoffreichen Humusschicht und auf Milliarden Kleinstlebewesen basiert, die in ihrer vielfältigen Gesamtheit effektiv zusammenspielen, und dass man in einem urbanen Garten dieses Zusammenspiel fördern und beobachten kann, zieht nicht nur junge Eltern an, die ihren Kindern Naturerfahrungen in der Stadt ermöglichen wollen. Die Beschäftigung mit dem Boden und seiner Degradation zeigt zugleich, wie engmaschig die Verflechtungen, Vernetzungen und Interdependenzen zwischen Wasserhaushalt, Bodenzerstörung durch Intensivlandwirtschaft und Versiegelung sowie globaler Marktpolitik gezogen sind.

Antworten auf Herausforderungen der Zeit

Boden und Ernährungsgrundlagen sind ein zentrales Themenfeld eines Gemeinschaftsgartens. Der Trend des Veganismus wird von jüngeren Akteuren häufig mit der Gartenpraxis verbunden. Auch wenn Tierhaltung nicht ausgeschlossen wird, spielen Gemüse und Obst doch die Hauptrolle. Der Einblick in die Vielfalt regional angepasster Gemüse- und Obstsorten schafft auch eine Verbindung zur Ästhetik der Pflanzen und bildet eine anschauliche Kontrastfolie zu den Räumen industrieller Massentier- und Pflanzenhaltung.

Da es sich bei der „Generation Garten“ um eine pragmatische, konkret am Erproben und Umsetzen interessierte Generation handelt, gilt das Gärtnern in der Stadt auch dem Versuch, das System der Lebensmittelproduktion praktisch zu durchdringen und experimentell zu unterlaufen. Wenn man z. B. alte Sorten anbaut und das Saatgut selbst reproduziert, will man nicht nur am Produktionsprozess teilhaben, sondern verbindet die eigene Praxis mit Kleinbauernprotesten im globalen Süden. Man sucht kontinuierlich nach Anschlüssen an eine ökologisch sensible und ethisch vertretbare Form des eigenen Lebensstils.

Damit geben die Akteure der neuen Gemeinschaftsgärten Antworten auf Herausforderungen der Zeit. Die in manchen Medienberichten angebotene Lesart, beim urbanen Gärtnern handele es sich um eine verklärende Romantisierung des Landes vom sicheren Hafen der Stadt aus, weist dagegen in die Irre. Beim „Urban Gardening“ geht es vielmehr um die Sehnsucht nach der Stadt, und zwar nach einer Stadt, die das Land nicht ausbeutet und vergiftet, sondern die es wertschätzt und mit ihm kooperiert – einer Stadt auch, die facettenreicher erlebt werden will und die als pluraler Lebensraum inszeniert wird, und zwar jenseits von Investorenkonzepten und auch jenseits postfordistischer Verwaltungskonstrukte.

Der historische Vorläufer des urbanen Gemeinschaftsgartens ist darum auch nicht der Kleingarten aus der Epoche der Industriemoderne, der eindeutig in der Kontinuität einer industriegesellschaftlichen Kolonisierung der Natur steht (auf Kante geschnittene Hecken, großzügiger Einsatz von Pestiziden, etc. – auch hier ist jedoch in den letzten Jahren eine Ökologisierung, nicht zuletzt durch den Zuzug jüngerer Familien, zu vermerken). Der Gemeinschaftsgarten des neuen Typs möchte kein Refugium vor der lauten Stadt bieten, vielmehr bedarf er geradezu des verdichteten urbanen Umfeldes, bedarf des öffentlichen Raums, zu dem er sich in Beziehung setzt und den er neu definieren möchte. Bei den neuen Formen des Gärtnerns handelt es sich damit

nicht um modernisierte Formen des Schrebergärtnerns, sondern um sehr eigene Formen der urbanen Intervention und der Aneignung des öffentlichen Raums, die mittels der eigenen Praxis und Ästhetik permanent für eine Renaturierung der Stadt plädiert.

Die neue Gartenbewegung gärtner folglich nicht nur, um sich mit gesunden Lebensmitteln zu versorgen und schöne Orte für alle zu öffnen. Sie tut es auch, um sich einen überzeugenden und „geerdeten“ Standpunkt aufzubauen, von dem aus sie aus einer entschieden praxisgesättigten Ebene mitreden kann bei Themen wie der Privatisierung des öffentlichen Raums, der globalisierten Lebensmittelproduktion, der bäuerlichen Landwirtschaft, der Biodiversität, der Regionalisierung der Nahrungsmittelproduktion und der Welternährung.

Auch und vor allem aber gärtner sie, um ihren Körper und ihre Sinne in ein neues Verhältnis zur Welt setzen zu können. Offenkundig ist einer neuen Generation intuitiv bewusst, dass es zukunftsweisend sein kann, sich von der Verabsolutierung der Ratio zu verabschieden und stattdessen Erfahrungsräume zu schaffen, die allen Sinneswahrnehmungen ihre Erkenntnisfähigkeit zugestehen.

Michel Serres beschreibt in „Die fünf Sinne“ die Armut einer Welt, in der Verstehen nur über die Sprache und den Diskurs vorgesehen ist, die uns Halsbänder anlegt und „Hasen und Ziegen ausschließt“ und die in letzter Konsequenz dazu führte, dass sich die Sinne in einen „schwarzen Kasten“ zurückzogen. Mit paradox erscheinenden und weitreichenden Folgen: „Nie werden wir nach etwas anderem verlangen als danach, dass er sich wieder öffne“. (Serres 1993: 69)

Literatur

- Baier, A., C. Müller & K. Werner: Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself. Bielefeld 2013.
- Descola, P.: Jenseits von Natur und Kultur. Berlin 2011.
- Foucault, M.: Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Frankfurt am Main 2005.
- Müller, C. (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München 2011.
- Reichholf, J.: Stadtnatur. Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. München 2007.
- Serres, M.: Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische. Frankfurt am Main 1993.